

Liebe Leserin, lieber Leser,

China erscheint bei uns im Augenblick überwiegend in negativen Schlagzeilen: Verletzung der Menschenrechte, Verhinderung von Meinungsfreiheit, Pressefreiheit und Demokratie, Vertuschung und mangelnde strafrechtliche Verfolgung politischer Fehlentscheidungen, wirtschaftliche Gigantomanie einer elitären Minderheit auf Kosten der Gesamtbevölkerung, Landgrabbing im Pazifik und vielen Ländern Afrikas. Das einst mythenumwobene Land der aufgehenden Sonne, das Projektionsfläche zahlreicher Forscher/innen, Künstler/innen oder westlich-zivilisationsgeschädigter Bildungsbürger/innen war, weckt nun als „erwachender Riese“ eher Assoziationen der Bedrohung.

Der zweite China-Studientag in Erlangen am 25. Oktober dieses Jahres unter dem Motto „China und das gute Leben“ hat einen differenzierteren Blick auf China geworfen. Die sechs Referentinnen und Referenten der Kooperationsveranstaltungen mit „bildung evangelisch“ in Erlangen, dem Konfuzius-Institut Nürnberg-Erlangen, der China Infostelle in Hamburg und dem CVJM Nürnberg problematisierten das westliche Bild von China.

Die Geschichte Chinas ist in vielfältiger Weise mit der des so genannten „Westens“ verbunden und die „Umbrüche“ der letzten 150 Jahre dürfen nicht isoliert von kolonialen europäischen und nord-amerikanischen Interessen betrachtet werden. In der vorliegenden Ausgabe von mission interkulturell haben wir den Vortrag der Leiterin des Konfuzius-Instituts, Dr. Yan Xu-Lackner, sowie ein Interview mit Sara Linda Huber, die gerade ein Freiwilligenjahr in China geleistet hat, abgedruckt. In der nächsten Ausgabe setzen wir das Thema mit weiteren Beiträgen des Studientags fort.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen



Ihre
Dr. Claudia Jahnel

Dr. Yan Xu-Lackner

China im Umbruch seit 150 Jahren

Vortrag beim China-Studientag am 25. Oktober 2014 in Erlangen

Der China-Studientag heute trägt den Titel „China und das gute Leben“. Was bedeutet das gute Leben für die Chinesen? Ein Satz, den man in China immer wieder vernimmt, lautet: Meine Kinder sollen es einmal besser haben als wir. Auch meine Familiengeschichte, die für einen Chinesen vielleicht sehr gewöhnlich ist, legt Zeugnis ab von der sich immer erneuernden Vorstellung vom guten Leben. Ich bin mit dieser hohen Erwartung meiner Großeltern- und Elterngeneration aufgewachsen. Mein Großvater mütterlicherseits war ein so genannter Großgrundbesitzer und hat eine Konkubine nach der anderen genommen. Sie haben ihm eine Tochter nach der anderen geschenkt, die er wiederum verschenkt bzw. verheiratet hat. Der Sohn, der endlich kam, war seine große Hoffnung und er hat ihm seinen gesamten Besitz vererbt. Er selber starb in einer Attacke der Japaner mit chemischen Waffen. Sein Sohn musste aber viele Jahre in der Kulturrevolution im Gefängnis sitzen, weil er einen Großgrundbesitzer zum Vater hatte. Meine Großmutter väterlicherseits hatte Lotusfüße und konnte weder lesen noch schreiben. Ihre fünf Kinder haben alle studiert. Insofern hatten es die Kinder in der Tat schon besser als sie selbst. Aber wenn ich daran denke, was für eine würzige Sprache sie gesprochen hat und über was für eine Menschenkenntnis sie verfügte, dann gerate ich in Zweifel. Sie hat sich immer wieder eine Nähmaschine gewünscht, und zwar eine Nähmaschine für ihre fünf Kinder bzw. fünf Familien. Als sie die Welt Mitte der 90er Jahre verließ, war ich schon in Deutschland, und meine Eltern verfügten über die sog. „acht Großgeräte“ (Kühlschrank, Waschmaschine etc.).

Mein Vater konnte nach der Kulturrevolution nicht rechtzeitig ordentlicher Professor werden und er hat uns immer wieder darauf eingeschworen, dass wir fleißig lernen und eine bessere Zukunft als die seine haben sollen. Als ich 1990 mit 50 Dollar nach Deutschland kam, – diese Summe war übrigens das gesamte Vermögen der Familie – wusste ich nichts von der Welt draußen. Nun kann ich im Rückblick sagen, dass ich das Leben mit Freiheit genieße. Mein Vater schreibt und veröffentlicht und liebt weiterhin ein „hartes“ Leben mit extremer Bescheidenheit im Alltag. Ihn kann man vielleicht nicht mehr an das gute Leben gewöhnen, aber er ist großzügig zu mir und seinen Enkelkindern, weil wir es besser als er haben sollen. China hat sich materiell gesehen enorm schnell entwickelt. Das gute Leben scheint – mindestens bei der entstehenden Mittelschicht – überall präsent zu sein. Aber angesichts der Weise, wie ihre Kinder zum Lernen getrieben werden, damit sie angeblich nicht an der „Startfront scheitern“, scheint mir, dass auch die Mittelschicht noch nicht in der Geborgenheit des guten Lebens lebt. Hier ist wieder das alte Muster zu erkennen, dass die Kinder es besser als wir haben sollen. Auch der Trend, in Amerika oder Hongkong Kinder zur Welt zu bringen, zeigt diese Unsicherheit. Geistig scheint die Suche nach dem guten Leben noch im sog. „Kulturfieber“

herumzuirren, auf das ich noch ausführlicher zu sprechen kommen werde.

Ich sehe es heute als meine Aufgabe an, Ihnen eher von der Geschichte chinesischer Befindlichkeiten zu berichten, als über einen aktuellen Zustand zu sprechen.

Bereits der Titel meines Vortrages sollte Anlass zum Stirnrunzeln geben: Wie kann ein Land seit 150 Jahren im Umbruch sein? Wollten wir lediglich den Begriff der Veränderung benutzen, so gälte unser Titel ohne Zweifel auch für Länder wie Deutschland, Frankreich und die USA, ganz zu schweigen von Russland. Umbrüche wie die beiden Weltkriege, radikale Veränderung des politischen Systems, Revolutionen, Spaltung und Wiedervereinigung hat es ja auch in Deutschland gegeben. Es muss also mehr dahinterstecken, wenn auf China seit 150 Jahren die gleiche Formel angewandt wird:

Ist es nicht vielmehr der westliche Blick auf China, der dort ein Land im ständigen Umbruch wahrnehmen will? Hat es nicht eine eher sensationelle Dimension, wenn dieser Begriff in beinahe stereotyper Weise immer im Zusammenhang mit China auftaucht?

China mag in westlicher Wahrnehmung eben auch ein Land der Chancen für westliche Interventionen, auch westliche Profitinteressen sein: Da mag ein Wort wie das vom „Umbruch“ die Bereitschaft unterstützen, immer wieder jetzt und gerade jetzt eine Möglichkeit zum Eingreifen, oder zumindest Mitgestalten zu erblicken. Der „Umbruch“ ist auch eine westliche Perspektive, die sich aus einer zutiefst westlich geprägten Vorstellung von Modernisierung herleiten lässt, in der abendländische Kriterien von „Fortschritt“ zum globalen Maßstab aller, auch der nicht-europäischen Entwicklungen gemacht werden.

Weil die Kriterien der Moderne und des Fortschrittes zunächst aus dem Westen und eben nicht aus China selbst stammten, fallen die Brüche dort anders als in westlichen Ländern aus und sind in der Konsequenz schwerwiegender. Für den chinesischen Fall gilt, dass wir, statt den Begriff „zwischen Tradition und Moderne“ zu verwenden, genauso gut von einerseits Tradition und andererseits Verwestlichung sprechen können.

Die nur allzu konsequente und radikale Übernahme dieser Kriterien zeichnet allerdings das moderne und gegenwärtige China aus – alle so genannten „Umbrüche“ der vergangenen 150 Jahre sind in weiten Kreisen chinesischer Intelligenz und Politik mit Vorstellungen von „Reichtum und Stärke“ Chinas – und dies stets im Vergleich zum Westen – begründet worden. Dies gilt sogar für die sogenannten „vier Modernisierungen“, die Deng Xiaoping seit Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre betrieb und die bis heute eine Art von Staatsideologie Chinas darstellen: Würde man den Marxismus wirklich ernst nehmen, so bedarf es angesichts eines bereits etablierten sozialistischen Systems keines zusätzlichen Modernisierungsschubs mehr, die „Modernisierung“ erweist sich also als zutiefst idealistisches, dem Marxismus zuwiderlaufendes ideologisches Konstrukt. Hier sehen wir, dass die seit mehr als 150 Jahren bedeutsamen

Begriffe von „Reichtum und Stärke“ jeder Ideologie, selbst dem Marxismus gegenüber, Vorrang haben. Um dies zu verstehen, müssen wir auf das Jahr 1842 als Ausgang zurückgehen.

Als ein Schicksalsjahr und damit verbundene Schande ist 1842 in die chinesische Geschichte eingegangen, ein Gefühl, das wohl im Rahmen eines modernen chinesischen Nationalgefühls stärker heutzutage nachempfunden wird, als die damaligen Zeitgenossen es wirklich erlebt haben mögen. Chinesische Historiker sprechen von der erzwungenen Öffnung durch den Opiumkrieg 1842 und bezeichnen den Zeitraum zwischen 1842 bis zur Vierten-Mai-Bewegung 1919 als Geschichte der Neuzeit (jindaishi) oder zuweilen auch als „Geschichte der nationalen Schande“. China konnte nach der Niederlage dieses Krieges und der darauf folgenden Kriege die westliche Welt nicht mehr ignorieren und sah sich gezwungen, sich aus seiner eigenen kulturellen Tradition heraus zu modernisieren und zum anderen aber auch diese Tradition in großen Teilen zu beseitigen.

Ein historischer Rückblick wird uns dieses Dazwischen, diese stetige Auseinandersetzung mit der Frage verdeutlichen, was denn eigentlich in den verschiedenen Schüben der Modernisierung Chinas noch als „chinesisch“ anzusprechen ist. Ich werde aus Zeitgründen nur einige Modernisierungen kurz skizzieren können.

Einführung westlicher Technik, insbesondere der Schiffs- und Waffentechnik

Hierzu bedarf es im Grunde keiner ausführlichen Kommentare, denn es ist nur logisch, dass durch Kriegsniederlagen der Wunsch entsteht, die moderne Schiffs- und Waffentechnik, später auch weitere Bereiche westlicher Technik, einzuführen, um die Nation, die um die Zeit im Entstehen begriffen ist, zu stärken. Diese Reformidee stieß auch nicht auf vehementen Widerstand. Allerdings muss man sagen, dass das chinesische Kaiserreich sich bis 1895, der Niederlage im Krieg gegen Japan, nicht als Nationalstaat begriff. Dieses Reich wurde ja auch seit 1644 von den Mandschus regiert, und Chinesen (d.h. die so genannten Han-Chinesen) nahmen lange Zeit nur nachgeordnete politische Funktionen wahr. Nach der Niederlage gegen Japan 1895 regte sich ein Nationalgefühl, das wesentlich von Han-Chinesen getragen war und immer stärkere anti-mandschurische Züge trug.

Etablierung des neuen Bildungssystems nach japanischem und westlichem Vorbild 1902

Die Etablierung des neuen Bildungssystems und die Abschaffung der kaiserlichen Beamtenprüfung gehen eigentlich Hand in Hand. Es ging um die traditionelle Wissensorganisation, die nicht mehr zeitgemäß zu sein schien. Mit einem westlich orientierten Schulsystem wurde eine neue Wissensorganisation, eine ganz radikal neue Teilung der Fächer eingerichtet, was dazu führte,

dass das traditionelle Wissen entweder neu benannt, neu eingegliedert wird oder es teilweise auch verloren geht. Nun spricht China auch dieselbe Sprache mit der Welt. Wenn man nun etwa den Begriff der „Chemie“ nennt, dann geht es um ein eindeutig im westlichen Sinne eingegrenztes Fach, nicht mehr um bestimmte Phänomene im Daoismus. „Chemie“ heißt im modernen Chinesisch „Lehre von den Wandlungen“, damit hätte man durchaus auch die traditionelle Alchemie des Daoismus assoziieren können, doch seit dem Moment, wo sich dieser Begriff für ein neues Fach durchsetzt, ist es vorbei mit den alten Gedankenverbindungen. Die zahlreichen Neologismen, die in dieser Zeit entstehen (z. B. auch „Lehre von der Weisheit“ für „Philosophie“, „Lehre von den Dingen jenseits der Gestalt“ für „Metaphysik“, aber auch „Lehre von den Prinzipien der Dinge“ für „Physik“) sind Begleiter dieses Prozesses.

Abschaffung der kaiserlichen Beamtenprüfung im Jahre 1906

Die kaiserliche Beamtenprüfung nimmt ihren Anfang um das 7. Jahrhundert. Als sie 1906 abgeschafft wurde, hatte sie bereits eine Dauer von mehr als 1000 Jahren. Die Beamtenprüfung war dazu da, wie der Name schon sagt, um Beamte, bis hin zum Kanzler für das Kaiserreich zu rekrutieren. Der konfuzianische Kanon stellte das Zentrum der Prüfung dar und bildete damit die tragende Staatsideologie. In der Abschaffung der Beamtenprüfung ist einer der radikalsten Brüche mit der Tradition zu sehen. Nichts kann so radikal in die Gedankenwelt einer Gesellschaft eingreifen wie ein verpflichtender Kanon; mit seiner Abschaffung stand China vor einem Neubeginn, und zahlreiche Debatten wurden um die Frage geführt, was ihn denn ersetzen sollte. Schließlich entstand eine Form moderner Spezialisierung, die in vielen Bereichen weiter ging als im damaligen Westen, wo es durchaus noch Grundlagen gemeinsamer Bildung gab.

Sprachreform

Die gesprochene Sprache soll das klassische Chinesisch ersetzen, sowie in Umgangssprache verfasste Literatur statt Literatur in klassischem Chinesisch.

Gänzlich ist das bis heute noch nicht gelungen: die Umgangssprache, die dann verschriftlicht wurde, war eine ausgesprochen künstliche Sprache; und bis zum heutigen Tag unterscheiden sich schriftlich verfasste Texte von der mündlichen Rede in einem weitaus größeren Ausmaß als in den meisten anderen Sprachen. Die Vierte-Mai-Bewegung war eine aus der Demonstration der Pekingener Studenten gegen die Entscheidung der Friedenskonferenz von Versailles in der Shandong-Frage entstandene Bewegung. In der Vierten-Mai-Bewegung, die sich dann zur „Neuen Kulturbewegung“ entwickelt hatte, ging der Bruch noch einen Schritt weiter. Die Grundlagen der traditionellen chinesischen Kultur wurden radikal in Frage gestellt. Der Konfuzianismus wurde als falsches,

Erlanger Verlag für Mission und Ökumene

Hermann Vorländer

Kirche in Bewegung

Die Geschichte der evangelischen Mission in Bayern
ISBN 978 3 87214 546 8
328 Seiten, 15,00 €



Mission setzt Kirche in Bewegung, überschreitet Grenzen und hat die Einheit der weltweiten Kirche zum Ziel. Wie sich die evangelische Mission in Bayern in ihrer fast 200jährigen Geschichte entwickelt hat, stellt dieses Buch fundiert und allgemeinverständlich dar. Es zeichnet die großen Entwicklungen nach, beschreibt die Anfänge und starken Impulse Wilhelm Löhes und Friedrich Bauers und spart auch die kritischen Phasen nicht aus.

Emmanuel Kileo

Grüß Gott aus Afrika!

Deutsche Mentalität aus Sicht eines Missionars
ISBN 978 3 87214 537 6
190 Seiten, 17 Farbfotos, 15,00 €

Von „polepole“ zu „zackzack“ ... Deutsche sind zuverlässig, pünktlich und selbstverständlich vernarrt in die Bürokratie – soweit das Klischee. Doch wie ticken wir Deutschen wirklich? Emmanuel Kileo, ein tansanischer Pfarrer, kommt als Missionar nach Deutschland und versucht augenzwinkernd die deutsche Mentalität zu ergründen. Dabei lässt er uns alltägliche Szenen aus ungewohnter Perspektive nacherleben.



Emmanuel Kileo

Weißsein als ideologisches Konstrukt in kirchlichen Süd-Nord-Partnerschaften

ISBN 978 3 87214 548 2
308 Seiten, mit Farbfotos, 19,80 €



Weißsein gilt in unserer Gesellschaft (immer noch) als Normalfall. Als so normal, dass das Weiße unsichtbar wird und damit alles, was nicht in diesen Normalfall passt ausschließt. Die Folgen: Subtile – zum Teil auch unbewusste – Diskriminierungspraktiken. Ausgehend von derartigen Erfahrungen untersucht Emmanuel Kileo das Konstrukt „Weißsein“. Er richtet seinen Blick auf das Verhältnis der kirchlichen Süd-Nord-Partnerschaften und dokumentiert, wie auch hier das Konstrukt des „Weißseins“ das gemeinsame Miteinander beeinträchtigt und von seinen Beobachtungen leitet er Handlungsempfehlungen ab.

Diese und viele weitere Bücher erhalten Sie
im Erlanger Verlag oder in Ihrer Buchhandlung.

www.erlanger-verlag.de



verlogenes Wissen gebrandmarkt, und daraufhin wurden das Alte und Neue sowie der Rückschritt und Fortschritt kompromisslos gegenübergestellt. Unter dem Schlagwort „Science and Democracy“ wurden deutliche Töne der „totalen Verwestlichung“ angeschlagen.

Der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstandene Traditionsbruch vollzog sich sowohl in sprachlicher und institutioneller als auch in sozialer Hinsicht, damit wurde zwar zunächst die Teilhabe am globalen Diskurs gefördert, doch bald suchten chinesische Intellektuelle einen Ausweg aus der Erstarrung der chinesischen Gesellschaft, indem ab 1915 Technik als das oberste Ziel und die „totale Verwestlichung“ als der geeignete Weg angepriesen wurden. Dabei wurde China nicht als ein Teil der Weltgemeinschaft, sondern weiterhin als Gegensatz zum Westen erfaßt. Die radikale Idee, total auf die eigene Kultur zu verzichten, um ein starkes China anzustreben, beinhaltet von vorneherein einen Denkfehler: Kultur wurde in diesem Sinne als eine überhistorische Dimension verstanden, die in ihrem Wesen unverändert bleibt. Diese ahistorische Kulturauffassung ist nicht nur für die Periode der Vierten-Mai-Bewegung typisch, sondern prägt – auch nach 100 Jahren – immer noch sehr das Denken in China.

Wir im Westen verstehen heute Kultur nicht mehr als einen Container beziehungsweise als einen Käfig mit Insassen, denen es nur schwer fällt, daraus zu entkommen. Doch in China wird von vielen maßgeblichen Politikern und Intellektuellen immer noch von einem „Wesen der chinesischen Kultur“ ausgegangen. Wir nennen das „Essentialismus“. Um Ihnen die in einem gegenläufigen Gedankenexperiment zu verdeutlichen: Wer würde in Deutschland heute noch unproblematisch den Begriff einer „deutschen Kultur“ gebrauchen? Würden wir nicht lieber von „Kultur in Deutschland“ sprechen und damit alle Formen und alle Träger unseres Kulturlebens einbeziehen?

Die chinesische Geschichtsschreibung bezeichnet die Zeit seit der Gründung der VR China am 1. Oktober 1949 als Geschichte der Gegenwart. Die radikalste Verwirklichung der chinesischen Form der Aufklärung findet durch die Machtübernahme der Kommunisten statt. In zahlreichen Kampagnen versucht die Kommunistische Partei, das alte China auszurotten und einer neuen Denkweise Raum zu verschaffen: Zunächst geht es gegen so genannte „rechte Elemente“, die durch die Kampagne der „Hundert Blumen“ hervorgehoben werden, um aufgrund ihrer kritischen Äußerungen gleich ins Gefängnis zu wandern; dann folgt der so genannte „Große Sprung nach vorn“, währenddessen ungefähr 35 Millionen Menschen verhungern, weil Mao Zedong das Land binnen weniger Jahre zu einer Wirtschaftsmacht, die sogar England und Amerika „überholen“ soll, gestalten will – überall entstehen Hochöfen, jeder Haushalt wird kollektiviert, so dass am Ende keine Ressourcen mehr vorhanden sind. Nach einer kurzen Zeit der Beruhigung facht Mao die „große Proletarische Kulturrevolution“ an, der zwar weniger Menschenleben als beim „Großen Sprung nach vorn“ zum Opfer fallen, die jedoch aufgrund ihrer Versuche, jede Art von traditioneller Intellektualität zu vernichten, tiefe

Spuren im geistigen Leben Chinas hinterlässt. Kulturstätten und Tempelanlagen wurden radikal zerstört.

All diese Kampagnen sind von dem utopischen Motiv Maos gekennzeichnet, eine Modernisierung Chinas durchzuführen, eine neue Kultur zu schaffen, die keine Vorbilder im Westen hat und sich ausschließlich von seiner – Maos – eigenen Vision speist.

Dieser stetige Kampf gegen die eigene Bevölkerung wurde erst mit dem Tode Maos beendet. Nachdem man die angeblich „Schuldigen“ gefunden hatte, – die „Vierbande“ – setzte ein zunächst vorsichtiger Prozess der Wiederangleichung an die wirtschaftlichen, außenpolitischen und sozialen Realitäten ein, der besonders durch die Parole der „Reform und Öffnung“ des neuen Staatschefs Deng Xiaoping im Gedächtnis geblieben ist und bis heute als Devise nach Post-Mao-Ära gilt.

Im Gefolge der Öffnungspolitik Ende der 70er Jahre durften die Chinesen nach zwanzig Jahren „Geschlossenheit“ und der daraus folgenden Abgeschlossenheit und Selbstabgrenzung wieder in die Welt blicken und, wie aus einem Traum erwacht, stellten sie entsetzt die Rückständigkeit Chinas im Vergleich zum Westen fest. Die Diskrepanz zwischen den westlichen Ländern und China sowie die daraus entstandene Notwendigkeit und Unvermeidbarkeit, wieder vom „echten“ Westen zu lernen und westliche Produkte und Technik einzuführen, die – erfreulicherweise – nicht nur auf materielle Ebene beschränkt werden können, wie dies Partei und Regierung gerne gewünscht hätten, ließen bei vielen Intellektuellen Sorge um Werteverlust entstehen. Die Wiederbesinnung auf chinesische Tradition war eng mit der Suche nach Selbstbestimmung in der Weltgemeinschaft und nach einer neuen Identitätsbildung verbunden, die nicht mehr durch den Kommunismus und dessen Vorstellung von Internationalität, in welcher lokale „Kultur“ und Kulturerbe eher ein Hindernis auf dem Weg zur Universalität darstellen, bewerkstelligt werden konnte. Sie hatte die Funktion, die ideologischen und kulturellen Leerstellen zu füllen, welche – in der jüngsten Vergangenheit – sich aus Kulturrevolution und Reform- sowie Öffnungsprozess ergeben hatten.

Kulturdebatten in den 80er Jahren*

Ab Beginn der 80er Jahre setzten auch ausführliche Debatten um die Definition der „chinesischen Kultur“ ein. Hier wurden wiederum die bereits aus früheren Zeiten bekannten Fragen nach „Wesenseigenschaften“ Chinas im Gegensatz zum Westen gestellt. Der Prozess dieser Selbstfindung, die Problematik der Bestimmung dessen, was eigentlich als „chinesisch“ zu gelten hat, ist bis heute noch nicht abgeschlossen. In der Kunstkritik etwa wird die Frage gestellt, ob und wie die „chinesische Karte“ richtig zu spielen sei (wenn wir etwa an Filme wie „Rotes Kornfeld“ von Zhang Yimou oder „Lebe wohl, meine Konkubine“ von Chen Kaige denken) und in anderen Bereichen wird gefragt, ob und wie China einen Beitrag zur Weltkultur leisten kann. Alle diese Auseinandersetzungen sind von einem hohen

Grad an Unsicherheit gekennzeichnet, manchmal möchte man von einem Minderwertigkeitskomplex sprechen. Nachdem das chinesische Reich durch die Wirren seit Anfang des 20. Jahrhunderts seine Weltgeltung und seine alten Werte verloren hatte, ist die Frage der chinesischen Identität von jeder Generation neu gestellt – aber nicht beantwortet – worden. Und sie ist wohl auch nicht definitiv zu beantworten, solange nicht auf chinesischer Seite mehr Selbstbewusstsein und eine gewisse Gelassenheit eintritt, die bis jetzt noch zu vermissen ist und ohne die das „gute Leben“ nicht zu denken ist.

Der „Kultur“-Begriff erlebte seit Beginn der 80er Jahre auch bei Partei und Regierung eine erste Konjunktur und gewann in der Kampagne gegen „geistige Verschmutzung“ (jingshen wuran) 1983 zunehmend Gewicht in der Abgrenzung zur westlichen Kultur. Diese – von liberalen Kräften in der Partei zunächst ermutigte – Diskussion war schnell dazu übergegangen, zu debattieren, ob China schon sozialistisch oder noch agrar-sozialistisch sei und ob die Entfremdung im Sozialismus weiter existiere. In der Kampagne wurde der Zusammenhang zwischen „geistiger Verschmutzung“ einerseits und der Entfremdungsdiskussion andererseits vom Politbüro klar formuliert. Die liberalen Implikationen der Reformpolitik gewannen jedoch bald wieder die erste Priorität des politischen Diskurses und damit wurde die Kampagne gegen geistige Verschmutzung beendet. Mit der Vertiefung der Reform des Wirtschaftssystems sah sich die Partei mit Problemen der Rechtfertigung der Reformpolitik konfrontiert. Mit dem „Sozialismus chinesischer Prägung“ Deng Xiaopings, der eine nachträgliche Legitimation bereits durchgeführter Reformmaßnahmen darstellt und auf einer unterstellten Dichotomie zwischen der geistigen und materiellen Zivilisation beruht, wuchs das Interesse der – für die „geistige Zivilisation“ verantwortlichen – Ideologen, eine Exegese chinesischer traditioneller Kultur nach eigenem Bedarf vorzunehmen. Die chinesische Geschichte wurde in diesem Prozeß zunächst von dreitausend auf fünftausend Jahre erweitert, worin die evolutionistische Sicht der Kultur, die schließlich auf Darwinismus und dessen aktive Rezeption und Übersetzung im 19. Jh. zurückgeht, ersichtlich wird: Eine Zivilisation, die so alt ist und so lange überlebt hat, muss im Grunde auch besser sein als jüngere Zivilisationen, deren Überlebensfähigkeit sich erst noch herausstellen muss. Der abendländische Gedanke von der *translatio imperii*, also der kulturellen Übertragung von Griechen auf Römer und von diesen auf die verschiedenen europäischen Nationen, ist in China immer fremd geblieben, weil die relative Kontinuität der Sprache und vor allem der Schrift auch eine kulturelle Kontinuität suggerieren konnte.

Die Neuerfindung der chinesischen Kultur arbeitet – wie bereits im 19. Jh nach der Niederlage Chinas im sog. Opiumkrieg. – mit Konstrukten, denen die Dichotomisierungen zwischen einer seelenlosen, technik- und maschinenbesessenen, analytischen westlichen Kultur auf der einen Seite und dem vom Familiensinn und Verantwortungsbewusstsein geprägten synthetischen

Leben und Denken Chinas auf der anderen Seite zugrundegelegt werden.

Die Rolle des Konfuzius, der oft mit der traditionellen Kultur gleichgesetzt wurde, wurde neu entdeckt. 1985 wurde das Konfuzius-Forschungsinstitut gegründet, weil er „die wichtigste und größte Rolle im Entstehungs- und Entwicklungsprozeß der ‚gemeinsamen Kultur‘ und ‚gemeinsamen Psyche‘ des chinesischen Volkes gespielt hat“ (Zhang Dainian).

Schließlich kann festgehalten werden, dass sowohl das affirmative als auch das negative Bild von der chinesischen Kultur in den 80er Jahren von großer Homogenität gekennzeichnet sind: Die ursprünglich auf Binnendifferenzierung angelegte Idee der „cultural studies“ wird auf einen nationalen Körper gewendet. Die Kommunistische Partei, die von ihrer Aufklärungs-Tradition her der hergebrachten „chinesischen Kultur“ Skepsis, wenn nicht Verachtung hätte entgegenbringen müssen, fand an der für „nationale Stärke“ instrumentalisierbaren Idee eines über die Tiefe von 5000 Jahren zurückzufolgenden „Nationalcharakters“ zunehmend Gefallen, während die Aufklärer unter nur geringfügiger Modifikation von Thesen, die seit spätestens 1919 den Kern der Modernisierung ausgemacht hatten, das Lager wechselten: Der Umstand, dass auch die chinesischen Kommunisten China nicht von der „gelben“ Finsternis in das „azurblaue“ Licht befördern konnten, macht aus den negativen Kulturalisten der 80er Jahre gefährliche Kritiker, die freilich zum Ärger der Regierenden den alten Idealen treuer geblieben sind als letztere selbst.

Kultur statt Politik in den neunziger Jahren

Kultur statt Politik war die Politik der chinesischen Regierung nach der Niederschlagung der Studentenbewegung im Jahr 1989. Kultur und Konsum sind Versprechen für das „gute Leben“. In der neu erfundenen „nationalen chinesischen Kultur“ soll man sich wohlfühlen. Der Begriff der „Kultur“ wurde daher durchgehend positiv verwendet. Kultur an sich ist zwar nicht dazu da, um eine Staats- und Gesellschaftsordnung aufrechtzuhalten. Jedoch kann und wird sie unter Umständen zur Aufrechterhaltung der existierenden Herrschaftsform instrumentalisiert werden; dies war in China der Fall. In der Kultur sahen die Kommunisten die letzte Chance, ihr Regime mit so genannter „chinesischer Prägung“ zu rechtfertigen. Die mehrfach geförderte Kulturidentifikation wurde in diesem Fall gegen die Identifikation mit der Kommunistischen Partei vertauscht. Letztere versuchte allerdings, sich an die Spitze dieser Bewegung zur Kulturidentifikation zu setzen, wodurch das paradoxe Bild entstand, dass mehr oder minder die gleichen Personen, die noch Jahre zuvor fleißig an der Ausrottung der Relikte chinesischer Kultur beteiligt waren, mittlerweile eben diese Kultur in den Himmel lobten. Die Initiative, Konfuzius-Institute zu begründen, geht unter anderem auch darauf zurück.

In der durch die politischen Milieus willentlich entpolitisierten Sphäre wurde Kultur zum allgemeinen

Positivum. Von offizieller Seite wurden konkrete Maßnahmen zur Verbreitung einer „ausgezeichneten nationalen Kultur“ (youxiu minzu wenhua) ergriffen, die dem „nationalen Nihilismus“ entgegenwirken sollte. In dem Begriff der „ausgezeichneten nationalen Kultur“ stoßen wir auf eine Form der Selbstbehauptung in nuce; denn wer würde sich selbst als „ausgezeichnet“ bezeichnen, der nicht von tiefen Minderwertigkeitskomplexen und dem Gefühl der Defensive heimgesucht wird?

Die Kulturauffassung war eine selektive. Das heißt, demzufolge muss eine kulturelle Auswahl aus dem traditionellen Kulturerbe getroffen werden. Es galt nach offiziellen Interpretationen, das Positive, das für die

Modernisierung nutzbar zu Machende auszuwählen und das Negative, das mit der Modernisierung nicht zu Vereinbarende auszusondern. Diese Kulturauffassung stand im Einklang mit dem von der Partei bestimmten offiziellen Ziel einer Modernisierung chinesischer Prägung, die sich von der westlichen zu unterscheiden hatte. Aber die Idee, die Transformation der Kultur zu steuern, geht im Grunde davon aus, dass Kultur beliebig instrumentalisierbar ist. Ferner erhebt sich die Frage in Bezug darauf, wer die kulturelle Auswahl zu treffen hat. In einem Einparteiensystem wie dem Kommunismus in China erhebt doch letztendlich die Partei den Anspruch, die Auswahl darüber zu treffen, was das Volk zu denken und zu glauben hat.

Ein konkreter Schritt in die Richtung der Kulturselektion geschah bereits Mitte Juni 1997, als hundert beispielhafte Stätten für patriotische Erziehung von der Propagandaabteilung des ZK der KPCh verkündet wurden. Diese hundert Plätze - die neuen chinesischen „lieux de mémoire“ - sollten angeblich „das tiefste historische Gefühl des chinesischen Volkes“ darstellen. Dazu gehören selbstverständlich das neu restaurierte Grab des Gelben Kaisers. Aber auch der Ort des ersten Kongresses der Kommunistischen Partei Chinas in Shanghai und die revolutionären Stätten in Yan'an fallen in diese Kategorie.

Die Auseinandersetzung um eine chinesische „Kultur“ im Modernisierungsprozess hat ein sog. „Kulturfieber“ gegen Ende des letzten Jahrhunderts ausgelöst. Alles wurde zur chinesischen Kultur. Plötzlich spricht man über Teekultur, Essstäbchen-Kultur, chinesische Weinkultur etc. Die inflationäre Anwendung des Kulturbegriffs ist ein direktes Ergebnis der „Kultur statt Politik“.

Vor einigen Tagen hat allerdings der Staatschef Xi Jinping, in Anknüpfung an die vor 72 Jahren gehaltene Rede von Mao Zedong über die Rolle der Kunst, wiederum eine Rede gehalten: Hier wird die Rolle der Partei, die Notwendigkeit einer politischen Anleitung der Kunst, die Idee von der Aufgabe der Kunst als „Dienst am Volk“ betont. Ob wir darin eine Art von Rückkehr der Vorstellung von „Politik leitet Kultur“ und Aufgabe der Idee „Kultur statt Politik“ erblicken können, wird erst die unmittelbare Zukunft zeigen können.

Nachdem einige Aspekte der Umbrüche aus zwei historischen Phasen hier erläutert worden sind, möchte ich noch gern darauf hinweisen, daß es während der Republikzeit auch zahlreiche nicht-staatliche Bemühungen um „Modernisierung“ gegeben hat: die vielen Privat-Unternehmen, die Ingenieurs-Ausbildung, die Verlage, vieles davon in den südlichen Provinzen des Landes. Weltoffenheit, ohne ein gelenktes Modernisierungsprogramm, während die Intelligenz und große Teile des Staatsapparates in der Republik den Westen noch als eine Art von Speisekarte betrachten, aus der man nach Belieben das eine auswählen und das andere zurückweisen kann, ist die chinesische Moderne ihren eigenen Weg gegangen. Diese nicht-staatlichen Globalisierungen geraten erst seit jüngerer Zeit in den Blick der Forschung. Die chinesische Meistererzählung,

Vorschau

In der nächsten Ausgabe von „mission interkulturell“ können Sie unter anderem zum Thema China lesen:

Gebundene Füße – Schritt für Schritt

Ein angsterfülltes Mädchen, das von seiner Familie an einen fremden Ort gesandt wurde, um einen Mann zu heiraten, den sie nie gesehen, noch zu ihm gesprochen hatte, wurde in einer Sänfte getragen. Niemand beachtete sie, gekleidet in ihrem Hochzeitskleid, ihr



Gesicht von einem Art Kettenvorhang verdeckt. Das Mädchen schaute auf ihre kleinen 7,5 cm großen Füße, die in ihren reichlich und schön verzierten Lotusschuhen versteckt waren und dachte: „Wie konnte meine Mutter mir so viel Leid zufügen und meine Füße so verformen. Warum hatte ich keine andere Wahl?“ Die Antwort: Es war Tradition und sie konnte sich dem nicht entziehen. Sie wurde allerdings nicht auf die sexuelle Leistung gegenüber ihrer zukünftigen Familie vorbereitet ...

die im wesentlichen nur von staatlichen Akteuren handelt (die natürlich, wie die Guomindang, also die Nationalisten, auch auf staatlich organisierten „Umbruch“ setzen), ist also überholt.

Dann folgte ab 1949 der organisierte Umbruch: einer nach dem andern, wie ich gerade eben aufgezeigt habe. Alle, seit dem Ende der Kaiserzeit, wollen gelenkten Fortschritt, nur mit jeweils anderen Vorzeichen.

Fazit: „Reichtum und Stärke“ als mehrfach beschworenes Ziel rührt letztendlich von der Empfindung der „nationalen Schande“, der „Fremdbestimmung und -aggression“ und von dem Wunsch, wieder „Reich der Mitte“ zu sein, her. Solange man nicht Distanz von solchen durch Machtanspruch geprägten Gedanken hält, wird der Begriff des Umbruchs weiterhin bedient. Hier ist auch die Parole vom „chinesischen Traum“ zu verorten, der ein „gutes Leben“ in „Reichtum und Stärke“ verspricht. In diesem Fall sind viele Chinesen weitaus aufgeklärter als der Staat, der sich als Motor zur Realisierung des Reichtums und der Stärke, und damit des nationalen Stolzes, betrachtet.

Was den Westen betrifft, ist China kein fernes Land mehr, sondern ein global player, und prägt nicht nur unser Wirtschaftsleben, sondern viel mehr. Solange diese Erkenntnis nicht angenommen wird, werden die Umbrüche China im westlichen Diskurs noch andauern.

Allerdings gilt es, dabei eine kritische Distanz sowohl zu den westlichen „Master narratives“ des steten „Umbruches“ zu wahren als auch, den chinesischen Enthusiasmus über eine Modernisierung, die häufig megalomanisch immer höher, größer und weiter strebt als ihr westlicher Gegenpart, richtig einzuordnen und mit dem notwendigen Abstand zu betrachten. In den letzten Jahren sind gerade auch in China zahlreiche Stimmen zu vernehmen, die dazu mahnen, die im letzten Jahrhundert beinahe gänzlich abhanden gekommene Spiritualität wieder neu zu beleben. Religiös inspirierte und auch nicht religiöse Haltungen formieren sich, die an die Verlustgeschichte der chinesischen Modernisierung erinnern. Das könnte wohl einen weiteren Umbruch in der an Umbrüchen nicht gerade armen Geschichte Chinas bedeuten.

Dr. Yan Xu-Lackner

*Die Abschnitte „Kulturdebatten in den 80er Jahren“ und „Kultur statt Politik in den 90er Jahren“ lehnen sich eng an: „China im Spannungsfeld zwischen Traditionalismus und Verwestlichung“. In: Wichard Woyke (ed.): China – Eine Weltmacht im Aufbruch? Schwalbach/Ts: Wochenschau, S. 79-97.

Erlanger Verlag für Mission und Ökumene

Elisabeth Bartholomäus

Mit Skalpell und Gottvertrauen



Aus dem Leben einer Missionsärztin
ISBN 978 3 87214 542 0
244 Seiten, durchgehend farbig
bebildert, 19,80 €

Seit früher Jugend hat die Pfarrerstochter Elisabeth Bartholomäus den Wunsch, Missionsärztin zu werden. Und so trotz sie den Widerständen ihres Vaters und studiert Medizin. Durch ihre chirurgische Ausbildung kommt sie mit der Christusträger-schwesternschaft in Kontakt, der sie etwas später beitrifft. So kann sie sich ihren Traum erfüllen und als Missionsärztin nach Indonesien gehen. Bartholomäus erzählt von ihren Erlebnissen in der Fremde, die für sie bald zur Heimat wurde.

Gisela Helbig

Aufbruch Maasai

Meine Jahre unter dem Steppenvolk
ISBN 978 3 87214 531 4
220 Seiten, mit Farbfotos, 16,50 €

Die gewohnte Umgebung, den Wohlstand verlassen und sich einlassen auf das Abenteuer sich in die Missionsarbeit bei den Maasai senden zu lassen, dazu gehört Mut. Gisela Helbig erzählt anschaulich, wie sie Lehrerin, Beraterin und Retterin in großer Not geworden ist in dieser ihr ganz neuen Welt der Maasai.



Friedrich Durst

Das andere Afrika

Impressionen, Reflexionen und auch Visionen aus dreißig Jahren kirchlicher Zusammenarbeit
ISBN 978 3 87214 608 3
439 Seiten, 30,00 €



In den Jahren von 1965 bis 1999 hat sich die kirchliche Zusammenarbeit wesentlich verändert. Das Buch zeigt an Hand von Beispielen aus Ost-, Zentral- und Westafrika, wie afrikanische Kirchen nach der politischen Unabhängigkeit ihrer Länder einen eigenständigen, selbstbestimmten Weg zu gehen suchten. Wie haben die Kirchen auf die teilweise katastrophalen politischen und wirtschaftlichen

Rückschläge reagiert, die die Euphorie der Anfangsjahre schnell verfliegen ließen?

Diese und viele weitere Bücher erhalten Sie im Erlanger Verlag oder in Ihrer Buchhandlung.

www.erlanger-verlag.de



Begeisterung für die Kultur Chinas

Interview mit der ehemaligen Freiwilligen Sara Linda Huber

Sara Linda Huber ist eine ehemalige Freiwillige, die ein Jahr lang mit dem Internationalen Evangelischen Freiwilligenprogramm von Mission EineWelt in China war.



Foto: Iva Huber

Sie waren ein knappes Jahr in China: Wo genau und was haben Sie da gemacht?

Ich war mit dem Internationalen Evangelischen Freiwilligendienst (IEF) von Mission EineWelt in Zusammenarbeit mit der Amity Foundation als Freiwillige in China. Meine Aufgabe war es, als Assistantteacher an einer chinesischen Mittelschule eine Zusatzstunde in Englisch zu geben, in welcher die Praxis des Mündlichen im Vordergrund stand.

Wieso ausgerechnet China? Was hat Sie daran gereizt?

Für mich war einfach die Neugierde, etwas Neues zu entdecken, der Reiz, ein solches Jahr zu riskieren und einmal ein anderes China zu erleben als dieses, welches wir aus den Medien kennen. Eines habe ich rasch bemerkt als ich mich ein bisschen mit China befasst habe, China ist riesig und reich an Facetten.

Hat sich Ihr Bild von China bestätigt oder eher verändert?

Wie ich bereits oben angedeutet habe, ist es schwer, ein so großes Land wie China vollständig zu erfassen. Ich durfte einen kleinen Teil Chinas kennen lernen und mir davon ein Bild machen. Dass mein Bild von Jiuquan, eine kleine Wüstenstadt in einer der ärmsten Provinzen Chinas, ein anderes ist als das, welches wir von den großen Städten haben, ist – so denke ich – ganz normal. Mein Vorteil war, ich durfte viele neue Chinabilder kennen lernen.

Wie haben Sie China wahrgenommen? Welche Umbrüche waren spürbar?

Im Zusammenhang mit Umbrüchen wird immer wieder die Verwestlichung genannt. Das konnte ich vor allem im Konsumbereich feststellen. Selbst in der kleinen Stadt Jiuquan haben sich westliche Firmen wie KFC und Pizza Hut angesiedelt. Wie viel sich in China verändert, merkte

ich auch an den zahlreichen Neubauten, die in Jiuquan in einem Jahr errichtet wurden.

Wie wurden Sie wahrgenommen?

Als erstes natürlich einfach als Ausländerin. Für meine Schüler als eine „Lehrerin“, in deren Unterrichtsstunde es nicht um Noten ging und wo man vielleicht ein bisschen was von einer anderen Kultur kennen lernen durfte. Für meine Schule als eine Art Aushängeschild, denn welche Schulen in China können schon sagen, dass man eine ausländische „Lehrerin“ an der Schule hat?

Was nehmen Sie mit nach Deutschland?

Die Begeisterung für die interessante Kultur Chinas. Aber auch das Interesse und die Neugierde gegenüber anderen Kulturen und das Wissen, dass man seine eigenen oder von den Medien vermittelten Bilder stets überdenken muss.

Das Interview führte Dr. Claudia Jahnelt

mission interkulturell wird im Auftrag des Evangelisch-Lutherischen Zentralverbandes für Äußere Mission vom Referat Mission Interkulturell von Mission EineWelt, Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Postfach 68, 91561 Neuendettelsau, herausgegeben.

Schriftleitung:

Dr. Claudia Jahnelt

Gestaltung:

Helge Neuschwander-Lutz

©2014

IMPRESSUM